

Mission im Plural

Herausforderungen für die Mission in der Postmoderne*

Michael Herbst

1. „Wir sind hier doch nicht in Brasilien!“

„Wir sind hier doch nicht in Brasilien!“ Mit diesen klaren Worten machte ein Kirchenvorsteher in Pommern deutlich, was er von der Initiative seines Kirchenkreises hielt, im Plattenbaugebiet seiner Kleinstadtgemeinde eine Gemeindepflanzung zu wagen, also einen missionarischen Neuanfang in einem völlig entkirchlichten Bereich mit weniger als 5% Kirchenmitgliedschaft. „Wir sind hier doch nicht in Brasilien!“ Das heißt: Die da „im Busch“ – die mögen es nötig haben, aber wir doch nicht. Ich will Ihnen nicht die Reaktion des Superintendenten vorenthalten. „Wir sind hier doch nicht in Brasilien!“ – „Stimmt“, meinte der Superintendent, „aber eigentlich schade, denn wären wir in Brasilien, dann wären wir hier nicht so wenige!“

Der kleine Dialog zwischen zwei Kirchenleuten macht deutlich: Obwohl die Leipziger Welle immer noch durch Deutschland schwappt, sollte unsere Euphorie im Blick auf die missionarische Entschiedenheit nicht allzu groß sein. Zwar rufen immer mehr Kirchenführer uns auf, bitte „Auf Sendung“ zu sein.¹ Und auch Katholiken meinen, es sei „Zeit zur Aussaat“², weil „Deutschland Missionsland“³ sei. Aber immer noch ist es im Ganzen ein umstrittenes Thema, ob unsere Kirche missionarisch sein dürfe – und wenn ja, wie sie denn solche Mission in postmodernen Zeiten wahrzunehmen habe. Mission im Plural ist die Frage und noch nicht die Antwort: Wie gestaltet sich der missionarische Auftrag unter dem Vorzeichen der so genannten Postmoderne? Wie soll die Kirche mit dem prinzipiell gewordenen Pluralismus umgehen? Wo darf, ja, wo muss sie selbst Pluralisierung suchen? Und wo soll, ja muss sie an einem bekennenden Singular festhalten? Dieser letzten Frage werde ich mich zuerst widmen:

* Überarbeitete Fassung des Festvortrags aus Anlass der Verabschiedung von Pfarrer Ulrich Parzany als Generalsekretär des CVJM Gesamtverbandes in Deutschland e.V. am 1. Oktober 2005 in Kassel.

1 So das Motto des rheinischen Synodenproponendums 2002, das eine mittelfristige Fokussierung der kirchlichen Arbeit im Rheinland auf Mission nach sich zog.

2 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.): Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein. Bonn 2000.

3 Das Stichwort, das Gerhard Hilbert 1916 prägte, und das sich auch im französischen Katholizismus nach dem Zweiten Weltkrieg findet, nimmt die katholische Studie von Matthias Sellmann wieder auf: Deutschland – Missionsland. Zur Überwindung eines pastoralen Tabus. Freiburg, Basel und Wien 2004 (Quaestiones Disputatae 206).

2. Der ärgerliche Singular im Plural

Vielleicht erwarten Sie jetzt einen Hinweis auf Individualisierung und Pluralisierung der Lebenswelten, verbunden mit der dringenden Mahnung, dass sich auch die missionarische Arbeit der Kirchen und Werke dringend individualisieren und pluralisieren müsse. Nun, dazu kommen wir noch. Zuvor ist etwas Ärgerliches festzustellen: Der missionarische Auftrag Jesu sperrt sich gegen den Plural.

Dass dies keine ganz neue Einsicht ist, ist leicht nachzuweisen. Ulrich Parzany hat beim Zweiten Kongress für Weltevangelisation 1989 in Manila einen der Hauptvorträge gehalten.⁴ Sein Thema – und die Art und Weise, wie er es bearbeitet hat – bezeugt die unbekümmerte Streitlust des rheinischen Pfarrers: Die Einzigartigkeit Jesu Christi. Parzany setzt den Singular vor jeden Plural: Jesus ist ebenso der Menschensohn, der nach Daniel 7 das Gericht über die Welt vollzieht, als auch der Gottesknecht, der die Sünde der Welt trägt. Darum ist das Entscheidende an den Evangelien nicht, dass hier einer kommt, predigt und heilt, leidet und stirbt, sondern wer hier kommt, predigt und heilt, leidet und stirbt – und aufersteht! Und das Entscheidende an Mission und Evangelisation ist nicht allein das subjektive Zeugnis, dass Jesus nun mein Herr sei, sondern – weit mehr! – der universale Anspruch des Christus auf alle Menschen. Jesus Kyrios meint eben als das älteste christliche Credo: Jesus ist der Herr, und nicht nur mein Herr.⁵

Parzany setzte sich damals mit Eugene Stockwell auseinander, dem ehemaligen Direktor der Kommission für Weltmission und Evangelisation des Ökumenischen Rates. Stockwell hatte in San Antonio genau dies bestritten: Jesus sei zwar *unser* Weg zum Heil, aber eben nicht *der* Weg zum Heil. Man dürfe auch nicht behaupten, dass Menschen, die diesen Jesus-Weg nicht gehen, „keinen Pass in den Himmel“ hätten.⁶

Dass dies alles ärgerlich ist, beunruhigte Parzany nicht wirklich, konnte er doch auf niemanden geringeren als den Apostel Paulus verweisen, der vom Vorwurf der Dummheit des Evangeliums bereits den Korinthern Mitteilung machte (1Kor 1,23f).

Herausforderungen für die Mission in der Postmoderne, das heißt für mich darum zuerst: Jesus Christus ist die Herausforderung für die Mission in der Postmoderne. Er fordert uns heraus, auch unter wechselnden Umständen zu bezeugen, dass er der Herr ist, und zu rufen, sich taufen zu lassen, d.h. sich diesem Herrn und seinem irdischen Leib, der Gemeinde, anzuschließen. Das ist „the great commission“, die Beauftragung durch Christus, die mit einer Bevollmächtigung verknüpft ist.

4 Ulrich Parzany: Die Einzigartigkeit Jesu Christi. In: H. Marquardt und U. Parzany (Hg.): Evangelisation mit Leidenschaft. Berichte und Impulse vom II. Lausanner Kongress für Weltevangelisation in Manila. Neukirchen-Vluyn 1990, 86–93. Rolf Hille nennt diesen Vortrag einen Höhepunkt des Manila-Kongresses (a.a.O., 81).

5 A.a.O., 86f.

6 A.a.O., 89f.

Dieser ärgerliche Singular wird noch etwas ärgerlicher, wenn wir uns klar machen, worin die Herausforderung zur Mission doch jedenfalls nicht in erster Linie besteht:

- Wir werden noch sehen, wie notwendig Menschen sind, die nicht schweigen können von dem, was sie gesehen und gehört haben (Apg 4,20). Aber ihre innere Bewegung ist nicht die Begründung von Mission. Innere Überzeugung ist notwendig, aber nicht hinreichend. Hinreichend ist erst die Feststellung, dass Christus Mission will, in Gang bringt und zum Ziel führt. Subjektive Frömmigkeit ist nicht der Grund von Mission. Wir sind also nicht die Subjekte von Mission. Wir sind ja nicht einmal die Subjekte unseres eigenen Glaubens. Unser Glaube ist in erster Linie keine Aktion, sondern eine Passion. Wir erfahren etwas, indem etwas an uns geschieht, nämlich Gottes Barmherzigkeit mit unserem Leben. Es ist das Widerfahrnis, das wir dankbar bezeugen. Aber unsere subjektive Religion kann bestenfalls von Interesse für andere sein. Sie kann nicht den Imperativ freisetzen, sich diesem subjektiven Fall von Religion anzuschließen.
- Die Herausforderung zur Mission ist auch nicht im bejammernswerten Zustand der Kirchen in Deutschland begründet. Zwar ist dieser jammervolle Zustand kaum zu bestreiten. Aber er ist bestenfalls die Ortsangabe für Mission, ja, er mag deren Dringlichkeit subjektiv noch etwas verstärken. Mehr aber leistet dieser Lagebericht gewiss nicht, denn bei Christus ist Mission immer dringlich. Diese Dringlichkeit bleibt unabhängig von der mehr oder weniger großen Stabilität organisierter Religion. Freilich gilt auch hier: Die Herausforderung zur Mission geschieht nicht unter Absehung von der Kirche. Sie führt nicht zu einer subjektiven Religion, die für sich bleiben könnte. Sie führt ja in jedem Fall zur Gliedschaft in der Kirche. Und diese Gliedschaft in der Kirche kann uns nicht gleichgültig sein, denn wer sonst soll den missionarischen Auftrag in der nächsten Generation erfüllen, wenn uns der Bestand der Kirche so kalt ließe?

Präzise formuliert geht es in der Mission um das doppelte Gebot, Gott von ganzem Herzen zu lieben und unseren Nächsten wie uns selbst (Mk 12,28–34). Ist Mission gegründet in der unerschütterlich suchenden und nachgehenden Liebe Jesu Christi, dann ist Mission von unserer Seite Liebe zu Gott, indem unser Tun einschwingt in das, was das Herz Gottes Tag und Nacht bewegt. Wir können Gott nicht lieben, wenn wir die nicht lieben, die Gott seinerseits liebt. Also ist Mission auch praktizierte Nächstenliebe. Dann aber muss sie auch den Geist hingebungsvoller Liebe atmen. Das Liebesgebot und der Sendungsauftrag der Gemeinde interpretieren sich gegenseitig.

Und letztlich ist es das Ziel der Mission, dass Gottes Liebe Antwort findet in der Gegenliebe von Menschen, die bislang alles andere eher lieben als Gott. Konversion ist erwiderte Liebe zu Gott und neu aufkeimende Liebe zum Nächsten. Davon muss jedenfalls die Rede sein: Es geht dann um Konversion des in sich selbst verkrümmten und an Götzen verlorenen Menschen zu Gott. Es geht um eine Dekonstruktion und Rekonstruktion des Lebens. Mission ist

nicht verträglich mit einem „harmlosen Evangelium“, in dem uns ein Kuschelgott begegnet, „dessen Liebe ‚wie Gras und Ufer‘ ist“, und der „uns eher einlullt als zur Lebenswende herausfordert“ (Burghard Krause).⁷

Alles, was uns an Veranstaltungen einfällt, ist sekundär gegenüber diesem Singular, Gott, der sich in Christus den Weg zu uns gebahnt hat, von ganzem Herzen und mit aller Kraft zu lieben. Das, was uns dann einfällt, kann einen bunten Plural bilden, wenn nur der Singular stimmt.

3. Die Bestreitung des Singulars – Oder: Der prinzipiell gewordene Plural

Nun habe ich so getan, als wäre es immer noch möglich, im Singular von Gott, von Wahrheit und Sinn, von Religion und Glaube zu sprechen. Aber das ist gerade die Signatur der Postmoderne, dass der Plural zum Prinzip wird. *„Pluralität wird dominant und obligat.“*⁸

Postmoderne ist der Aufstand gegen die „großen Erzählungen“ (Jean-François Lyotard⁹). Alles, was Wahrheit zu sein beansprucht, und zwar überlegene Wahrheit, Wahrheit mit Monopol, ist nicht mehr hinzunehmen. Vielmehr muss sich das Denken zu einem Verzicht bereit erklären: dem Verzicht auf geschlossene Diskurse, auf zwingende Gedankensysteme, die andere ausschließen könnten. Übergeordnete Wahrheiten sind spätestens seit Nietzsche nicht mehr denkwürdig. Der Horizont über uns ist weggewischt. Es gibt keinen letzten verpflichtenden und bergenden Horizont mehr über uns.¹⁰ Es gibt keinen Gott über uns, die Postmoderne erklärt Gott zum Abwesenden und bestreitet, dass es einen Sinn gäbe, der alle einen könnte. Von Gott kann nur noch als von einem Abwesenden gesprochen werden: Es bleibt eine (u.U. durchaus schmerzhaft) Leerstelle. Alles steht wertungsfrei und hierarchiefrei nebeneinander. Jeder übergeordnete Sinn steht unter Verdacht, er könnte ja zur Gewalt bereit sein¹¹ und die unterjochen, die anderen Sinnes sind. So gibt es nur den prinzipiellen Plural, aber keinen gnädigen und auch keinen verpflichtenden Singular.

7 Burghard Krause: Das Verständnis von Bekehrung. Eine Perspektive der missionarischen Dienste. In: Zmiss 3/2004, 232–243, Zitate 233.

8 Johannes Eurich: Symbol und Musik. Münster, Hamburg und London 2002 (Heidelberger Studien zur Praktischen Theologie, Bd.1), 10.

9 Zum Beispiel: Jean-François Lyotard: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Edition Passagen 7. Wien 52005.

10 Friedrich Nietzsche: Aphorismus „Der tolle Mensch“. In: Die fröhliche Wissenschaft. 1882. Aphorismus 125. In: Ders.: Sämtliche Werke – Kritische Studienausgabe (KSA), hg. von G. Colli und M. Montinari. Berlin, New York und München 1980, Bd. 3, 480f. Vergleiche auch: Heinzpeter Hempelmann: „Wir haben den Horizont weggewischt“ (F. Nietzsche). Das Evangelium verkünden unter den Bedingungen der Postmoderne. ThBeitr 30 (1999; Heft 1), 32–49.

11 So etwa Odo Marquardts Vorwurf gegen die monotheistischen Religionen. In: Lob des Polytheismus. Über Monomythie und Polymythie. In: Ders.: Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien. Stuttgart 1981, 91ff. Heinzpeter Hempelmann verdanke ich den wichtigen Hinweis, dass auch Martin Walser und Jan Assmann diese monotheismuskritische Spur verfolgen. Der diktatorische Charakter abendländischer Metaphysik und seiner Sinngebungsstrukturen wird wiederum vor allem von Gianni Vattimo herausgestellt.

Die katholische Philosophin Hanna-Barbara Gerl-Falkowitz formuliert es so: „Jeder Singular wird als solcher verdächtig. Entsprechend fehlt nicht nur das Eine, Verbindliche im postmodernen Lebensstil; es fehlt auch der Eine: Gott.“¹² Kurzum: Der Einfall ist ein Sündenfall, allein der Viellfall ist uns gemäß.¹³

Dann aber wird das Individuum zur letzten Instanz. Dieses Individuum aber gibt es nun eigentlich auch nicht mehr. Ich bin permanent mein eigenes Planungsbüro. Ich bin mir nicht etwa geschenkt. Das Ich versteht sich nicht als ein Datum, ein Gegebenes, womöglich von Gott Gegebenes. Es versteht sich als ein Faktum, ein Gemachtes, in Zukunft vielleicht immer mehr im Reagenzglas von Menschen Gemachtes, das sich dann im Laufe seiner Lebensgeschichte (unter Umständen mehrfach) selbst „macht“. Das postmoderne Ich sagt: „Ich bin nicht, ich mache mich.“¹⁴ Bis hin zur eigenen Geschlechtsrolle steht der Mensch unter dem Gesetz, sich selbst erst konstruieren zu müssen. Er hat Lebensabschnittsidentitäten. Auch ein religiöses Ich muss sich erst konstruieren, es glaubt nur noch, weil es wählt und was es wählt, nicht aber wie die Alten, was ihm tradiert wurde. Was Gott ist, bestimmt das freie Ich. Wie die Wahrheit, so wird auch das Ich fließend, plural und prinzipiell instabil.

Freilich dürfen wir hier nicht aufhören. Die modische Caféhaus-Postmoderne schließt hier die Akten. In Wirklichkeit wird es aber erst hier richtig spannend. Denn die Abwesenheit Gottes, die die postmodernen Philosophen proklamieren, macht nur bedingt froh. So schrieb Jan Ross vor einiger Zeit: „Die pluralistische Gesellschaft sehnt sich geradezu nach erkennbaren Haltungen und Figuren, nach Felsbrocken im Meinungsbrei.“¹⁵ Anders gesagt: Gibt es doch wieder eine Sehnsucht nach dem Singular? Ganz ähnlich war es mit der beeindruckenden Friedenspreis-Rede, die Jürgen Habermas im Oktober 2001 hielt.¹⁶ Von einer postsäkularen Gesellschaft sprach Habermas, und er markierte die Lücke, die die Säkularisierung hinterließ. In unserer Gesellschaft gibt es nach Habermas eine knapp werdende Ressource, und das ist die Ressource Sinn. Wo ist so etwas wie „Auferstehung“, wo gibt es „Absolution“ für das Unverzeihliche? Jean-François Lyotard schließlich benennt die Erschütterungen, mit denen die Postmoderne gedanklich nicht fertig wird. Er weist auf das „Ereignis“ hin, auf das, was der Mensch nicht in Händen hat. Das Ereignis entzieht sich, auf ein Ereignis einigt man sich nicht, es findet statt. In Lust oder Schmerz erfasst es das Individuum. Und es ist in erstaunlicher Weise „wirklich“. Das Ereignis, etwa der 11. September, lässt das postmoderne Individuum nach Sinn suchen.¹⁷ Sehnsucht nach dem Singular mitten im Plural. Hanna-Barbara Gerl-Falkowitz ver-

12 Hanna-Barbara Gerl-Falkowitz: Anwesenheit des Einen? Zur christlichen Mission in Zeiten postmoderner Abwesenheit. In: M. Sellmann (Hg.): Deutschland – Missionsland. Freiburg, Basel und Wien 2004, 204-228, Zitat 210.

13 A.a.O.

14 A.a.O., 207.

15 Jan Ross: Mehr Gott wagen. Kleine Handreichung zum Kirchentag: Glauben ist das Kerngeschäft. In: DIE ZEIT Nr. 23, 28. Mai 2003, 1.

16 Jürgen Habermas: Glauben und Wissen. Die Rede des diesjährigen Friedenspreisträgers des deutschen Buchhandels. FAZ Nr. 239, 14.10.2001, 9.

17 So Hanna-Barbara Gerl-Falkowitz, a.a.O., 211-215.

mutet, dass der Mensch in seiner Sehnsucht nach Sinn¹⁸ mit sich selbst nicht zurande kommt, und dass sich hier erweisen wird, dass Religion jüdisch-christlicher Herkunft nicht einfach ablösbar ist. Sie beobachtet die Wende hin zu einer Respiritualisierung und meint mit einem russischen Sprichwort: „Das Neue ist nichts als das gut vergessene Alte.“¹⁹ Freilich lässt sich dadurch nur zeigen, dass auch postmodernes Denken nicht frei von Aporien bleibt. Dass diese alt-neue Sehnsucht existiert, belegt aber leider noch nicht, dass sie in philosophischer Perspektive auch im Recht ist.²⁰ Gleichwohl markiert die Einsicht in diese Sehnsucht eine offene Stelle im Denken, und es ist zu fragen, ob und wie sich das Evangelium von Jesus Christus zu dieser offenen Stelle verhält.

Als Krankenhausseelsorger hat mich postmodernes Denken nie völlig überzeugt. Ich habe die Extreme in der Begleitung schwerstkranker Kinder erlebt, z.B. bei extrem frühgeborenen Kindern und ihren Eltern auf der Achterbahn zwischen Hoffen und Bangen. Am Ende habe ich immer wieder erlebt, wie das extreme Widerfahrnis Menschen veränderte: das Glück, ein Kind doch mit nach Hause nehmen zu können, die Trauer, ein Kind wieder loslassen zu müssen, bevor es richtig in den Arm geschlossen werden konnte, oder die lange Wegstrecke dazwischen mit der Frage, wie ich denn leben kann mit einem Kind, dessen Zukunft ungewiss und dessen kleines Dasein von Anfang an mit Hypothesen versehen ist. Das sich selbst konstruierende Individuum kommt eben im Widerfahrnis, in der Passion, an seine Grenzen. Es mag dann nicht mehr sagen: Ich bin Faktum. Es erlebt sich vielmehr als Datum. Im Widerfahrnis großen Leids wie großen Glücks wird der Mensch an die Grenze geführt, an der er mehr sucht als sich selbst, nämlich den, dem er klagen oder danken kann. Alle Träume von der Selbstvervollkommnung zerplatzen dann. Er kommt dann an den Punkt, an dem er Schuld bekennen möchte und Absolution ersehnt. Oder er kommt an den Punkt, an dem er Hilfe sucht, die er sich selbst nicht geben kann. Dann bricht im Plural die Sehnsucht nach dem Singular auf.

Wir werden gleich sehen, dass auch dies nicht automatisch bedeutet, dass Menschen sich für Jesus Christus öffnen. Es bedeutet freilich, dass wir dann nicht schweigen sollen. Anders gesagt: dass wir nicht selbst pluralisiert sind und die Gewissheit der singulären Liebe Jesu Christi verschweigen. Postmoderne Gebrochenheit braucht dann christliches Zeugnis vom Singular, anders gesagt: Der, den fast alle für abwesend halten, ist als der Anwesende zu bezeugen. Da es aber dieses singuläre Evangelium nicht „nackt“ gibt, nicht „ohne Kontext“, sondern immer „inkulturiert“, eröffnen all diese Situationen die Chance, dass das eine Evangelium von Jesus Christus immer neue Seiten an sich selbst offenbart, freilich so, dass in jedem Fall Menschen aus der tödlichen Gottesferne in die Kindschaft des Vaters Jesu Christi gerufen und gezogen werden.

18 So aber auch schon Hermann Lübbe: Religion nach der Aufklärung. Graz, Wien und Köln 1986.

19 A.a.O., 216.

20 Auch diesen Hinweis verdanke ich dem Gespräch mit Heinzpeter Hempelmann.

4. Kirche auf dem Markt: Plurale Angebote

Freilich, daran ist nichts zu deuteln: Dieses Zeugnis von Christus geschieht in einer Marktsituation.

Die alte, christentümliche Gesellschaft ordnete sich rund um die Kathedrale. Läden schmiegt sich an ihre Mauern. Das Leben ordnete sich um die Kirche, der Rhythmus der Tage und Wochen wurde von ihr bestimmt. Sie war die eine Agentur zur Vermittlung von Sinn und Orientierung. In der Postmoderne hat sie dieses Monopol nun wirklich unwiederbringlich verloren. An die Stelle der Kathedrale tritt der Marktplatz.

Ob es uns gefällt oder nicht: Die Menschen verhalten sich wie Käufer auf dem Markt. Sie wählen von diesem oder jenem Stand, was ihnen gefällt. Sie sind auch nicht unbedingt zuverlässige Stammkunden, sondern eher Wechselkunden, um nicht zu sagen Wechselwähler.

Religiösen Pluralismus kannte die Antike auch, aber die frühe Christenheit betrat diesen religiösen Markt mit einem frischen, unbekanntem, unverbrauchtem und attraktivem Angebot. Alt waren die anderen. Heute aber betreten die Menschen den Markt und denken: den christlichen Stand kennen wir. Dort haben wir früher gekauft und wurden enttäuscht. Die Kriminalgeschichte der christlichen Händler von Sinn und Orientierung ist Grundschulwissen. Wer im Osten groß wurde, ist erfolgreich immunisiert: „Trau bloß der Kirche nicht!“ Wer im Westen groß wurde, winkt gelangweilt ab: „Nichts Spannendes zu erwarten!“ Viel interessanter und verlockender sind die zahlreichen Wegweiser ins Heilige, die sich da als neu und aufregend anpreisen. Im Westen ist es also eher Konkurrenz, im Osten eher Indifferenz. Noch deutlicher: Im Westen locken andere, während man im Osten Gott gar nicht erst denkt – und auch nichts vermisst. Für den östlichen Markt hat Hansjörg Hemminger ein treffendes Bild: Wir haben nicht so sehr Konkurrenz zu fürchten als vielmehr Abstinenz. Die Kirche im Osten ist in der Situation eines Zigarettenkonzerns, der einmal ein Monopol hatte. Inzwischen neigen aber die Menschen zu der Meinung, es sei besser, das Rauchen ganz aufzugeben. Nur schwache und abhängige Menschen greifen noch zum Glimmstängel, starke und unabhängige enthalten sich ganz. Die Konkurrenz kleinerer Zigarettenhersteller ist da ein vergleichsweise unbedeutendes Problem. Das Hauptproblem ist die langjährige Propaganda gegen das Rauchen.²¹

In jedem Fall braucht also der christliche Missionar auf diesem Markt besondere Bemühungen, um Menschen, wohl eher einzelne als Massen, wieder aufmerksam und aufnahmebereit zu machen. Er muss plausibel machen können, warum es sich lohnt, gerade diesen Marktstand wieder aufzusuchen.

Dass der christliche Stand nur einer unter vielen ist, macht mich dabei viel weniger nervös. Der Verlust des Monopols auf Wahrheit und Sinn schadet dem Evangelium nicht. Es muss nicht a priori, also von vornherein als wahr akzeptiert werden; es braucht nicht die Deckung durch ein Monopol. Wo es Gehör

21 Hansjörg Hemminger: Weltanschauliche Trends 2006. Gründe für den Auszug aus den Volkskirchen. ThBeitr 37 (2006; Heft 2), 80–93.

findet, macht es Eindruck. Es ist ja lebendiges Wort. Es ruft Tote ins Leben. Es schafft Akzeptanz, weil es sich als plausibel erweist. Denn auch das ist Postmoderne: Es „darf“ wieder von Religion die Rede sein und Glaube sich zur Wahl stellen. Dass dies ohne das alte, vormoderne Monopol der Kirchen geschieht, ist aber ein Gewinn: Wir können nur bezeugen und um Glauben bitten. Der andere kann wählen und sich entscheiden. Sein Glaube ist Wahl und nicht (nur) Tradition. Und unsere Gelassenheit rührt daher, dass der Geist Gottes für die Wahrheit im Singular einsteht und sie im anderen bezeugt, während wir – äußerlich gesehen – nur eine religiöse Option unter vielen als unsere Perspektive vertreten.

So weit greift das Markt-Bild. Nun aber müssen wir es verlassen. Und zwar aus zwei Gründen, die beide etwas damit zu tun haben, wie wir und wozu wir den Singular im unübersichtlichen Plural bezeugen können.

Wie also?

Wenn Wolf Krötke Recht hat, haben wir die Menschen massenhaft verloren, werden sie aber nur als Einzelne wiedergewinnen.²² Hier müssen wir das Markt-Bild verlassen, weil es nicht darum geht, wie ein Händler am Markt Waren oder Dienstleistungen feilzubieten. Zwar ist ein guter Service gewiss etwas, was dem Evangelium nicht widerspricht – wir könnten da noch einiges lernen! –, aber es geht nicht um den Austausch von Waren und Dienstleistungen. Viel besser gefällt mir das Bild, mit dem der anglikanische Emmaus-Kurs arbeitet: Menschen, so hat es John Finney in einer Langzeitstudie erforscht²³, werden vor allem durch Beziehungen zu Christen gewonnen, die kontakt- und auskunftsfähig sind. Alle anderen Bemühungen der Kirche fallen weit zurück gegenüber diesem Faktor „B“, den ernsthaften, sensiblen und doch auskunftswilligen Kontakten von Christen gegenüber Kirchendistanzierten, Suchenden und Konfessionslosen. Das ist die erste Emmaus-Einsicht. Und die zweite lautet: Menschen kommen zum Glauben, wenn sie über längere Zeit begleitet werden und die Chance bekommen, in überschaubaren Gruppen das Evangelium selbst zu entdecken. *Nurture Courses*, zu Deutsch Glaubenskurse, sind das bei weitem erfolgreichste Instrument gemeindlicher Mission in England. Dabei ist jeder Faktor wichtig: Zeit (die Menschen brauchen oft lange, bis sie gewonnen sind), Begleitung (durch eine Art von persönlicher Patenschaft) und Gespräch, die kleine Gruppe, die herzliche Atmosphäre, Tischgemeinschaft und das deutliche Glaubensthema. Ganz wesentlich ist das, was Burghard Krause eine „Umkehrliturgie“²⁴ nennt und was Jens-Martin Sautter „Inszenierung der Antwort“²⁵ nennt, also eine Möglichkeit, auszusprechen, dass ein Mensch fortan in der Nachfolge Christi leben möchte. Und damit bin ich beim

22 Wolf Krötke: Missionarisch-theologische Kompetenz in den neuen Bundesländern Deutschlands. In: Evangelisation und Gemeindeentwicklung als Gegenstand von Forschung und Lehre. Epd-Dokumentation Nr. 42/2003. Frankfurt/Main 2003, 5–12.

23 John Finney: *Finding Faith Today*. London 1992.

24 Burghard Krause: A.a.O., 241f.

25 Jens-Martin Sautter: Spiritualität lernen. Glaubenskurse als Einführung in die Gestalt christlichen Glaubens. Neukirchen-Vluyn 2005 (BEG 2), 107–109+313–324.

Wozu also?

Auch hier greift das Markt-Bild nicht. Ziel christlicher Mission ist es ja nicht, Menschen zu treuen Kunden zu machen. Es kann nicht darum gehen, dass Menschen wie gute Stammkunden immer wieder einmal bei uns vorbeischaun und sich (be)dienen lassen. Dieses Bild von „Kirche bei Gelegenheit“ (Michael Nüchtern) führt in Sackgassen, sobald die selbstverständliche Volkskirchlichkeit nicht mehr gegeben ist. Folgt man etwa Peter Berger²⁶, so erkennt man, dass ohne regelmäßige Kommunikation unter Glaubenden der Glaube in einer gesellschaftlichen Minderheitensituation nicht überlebensfähig ist. Er ist dann nicht mehr plausibel. Zahnschmerzen plausibilisieren sich von selbst; Glaube in der Minderheit nicht – der hängt daran, dass andere ihn auch plausibel finden und wir uns gegenseitig stärken. Er hängt – soziologisch gesprochen – am seidenen Faden des Gesprächs. Das Problem des ostdeutschen Protestantismus nach 1945 ist nicht allein die aggressive Religionspolitik der SED gewesen. Es zeigt sich vielmehr, dass eine typisch protestantische, positiv-distanzierte Kirchenmitgliedschaft unter Druck nicht standhielt und eine reine Kasualchristlichkeit rasch die alternativen Angebote der Jugendweihe und der weltlichen Beerdigung für mindestens ebenso plausibel hielt. Wir sollten uns darum endlich von der Illusion verabschieden, Kirchenmitgliedschaft in freundlicher Distanz sei auf Dauer eine tragfähige, gleichberechtigte christliche Existenzweise. Unser Ziel muss es vielmehr sein, dass Menschen die Rolle als Kunden aufgeben. Ziel von Mission ist Konversion. Anders gesagt: Es ist unser Ziel, dass Menschen das Evangelium als „Lebensmacht“ (Max Weber) ergreifen und sich der Gemeinschaft der Christen verbindlich anschließen. In der Sprache der Kaufleute gesagt: „Die überzeugten und engagierten Mitglieder wechseln dabei teilweise oder ganz von der Kunden- auf die Anbieterseite des Geschehens. Wenn man im Bild des Unternehmens bleibt, investieren sie [...] so viel, dass sie von Kunden zu Teilhabern werden.“²⁷

Bevor auch von Methoden die Rede ist, ging es mir in diesem Abschnitt um eine einfache Einsicht: In der Postmoderne geht es nicht zuerst um bestimmte Arbeitsformen und Veranstaltungen. Wenn Menschen gewonnen werden sollen, geht es zuerst um überzeugte und überzeugende Christenmenschen, und es geht darum, auf alle nur erdenkliche Art und Weise Prozesse zu ermöglichen, in denen Menschen Erfahrungen mit dem Evangelium machen können.

Anders gesagt: Mission im Plural heißt dann: möglichst vielen Menschen möglichst viele Gelegenheiten zu geben, das Wort von der Liebe Gottes zu hören und darauf zu antworten.

5. One fits all? Ein Leib – viele Missionen! Viele Missionen – ein Leib!

Die Bibel als unser Studienbuch für Mission im Plural zeigt uns eine enorme Vielfalt an konkreten missionarischen Handlungen. Nehmen wir nur die Apos-

26 Das Beispiel findet sich bei Peter Berger: *Der Zwang zur Häresie. Religion in der pluralistischen Gesellschaft*, Frankfurt 1980, 31.

27 Hansjörg Hemminger, s.o. Anm. 21.

telgeschichte: Da begegnen Christen auf dem Weg zum Gottesdienst einem Bettler und helfen ihm auf die Füße, wohl auch zum Vertrauen auf Jesus. Da leuchtet das Leben der Gemeinde so sehr, dass Menschen staunen: Wie haben sie einander so lieb. Da wird gepredigt, ProChrist findet auf dem Areopag in Athen statt, auf den Plätzen Jerusalems und Antiochias. Da wird ein Politiker auf seiner Reise begleitet, und ein Mini-Glaubenskurs findet auf der Landstraße statt. Da werden Krisen der Gemeinde zu Aufbrüchen, die wiederum mehr und andere Menschen in das Kraftfeld des Evangeliums ziehen. Da wird mit Richtern und Politikern debattiert. Da ist es das Lebenszeugnis während eines Schiffbruchs, das Menschen für den Glauben öffnet. Da ist die Fürsorge, dass Mitgefangene endlich wieder Mut fassen und etwas zu essen bekommen. Ein Plural an Zugängen: In Abwandlung von Eph 4 und 1Kor 12 können wir nur sagen: Ein Leib – viele Missionen!

Wir wissen das eigentlich: Zur Signatur der Postmoderne gehört die Vervielfältigung von Lebenssituationen, die nach einer Vervielfältigung missionarischer Ideen ruft. Da Sie vermutlich alle milieutheoretisch ein bisschen übersättigt sind, erwähne ich heute nicht Gerhard Schulzes Auffächerung in die fünf großen Milieus der Erlebnisgesellschaft.²⁸ Ich weise stattdessen noch einmal auf eine englische Studie hin, die unser Institut jetzt in deutscher Sprache herausbringt: *Mission Shaped Church*²⁹, die missionsgeformte Kirche. Ausgangspunkt dieser Studie ist die Feststellung, dass für viele Menschen nach wie vor der Wohnort das Lebenszentrum darstellt, für noch mehr mobile Menschen aber der Wohnort kaum noch eine Rolle spielt. Sie leben nicht nachbarschaftsorientiert, sondern netzwerkorientiert. In unterschiedlichen Netzwerken gestalten sie ihr Leben. Sie sind Kollegen in ihrer Firma, fahren zum Sport in einen anderen Stadtteil, treffen sich mit Freunden an einem dritten Ort und engagieren sich in einer Bürgerinitiative in einem Vorort. Für ihre Kinder engagieren sie sich in der Schule. Kollegen und Sportsfreunde, Elternvertreter an der Schule und Mitarbeiter in der Bürgerinitiative – sie alle sind für den mobilen postmodernen Menschen wichtiger als die, die in der Nachbarschaft wohnen. Für Menschen, die ihren Lebensmittelpunkt am Wohnort haben, ist die Parochie, die Ortskirchengemeinde, die beste Möglichkeit zur Begegnung mit dem Evangelium. Für die mobilen Postmodernen ist sie das gerade nicht. *Mission Shaped Church* empfiehlt eine Mischwirtschaft unterschiedlichster Gemeindeformen, um möglichst viele Menschen zu erreichen: in Parochien, aber auch in Cell Churches, also Gemeinden, die nur aus Kleingruppen bestehen. Ebenso wichtig sind Gemeindepflanzungen, die nichts anderes als ein zweites selbstständiges Programm unter demselben Kirchendach sind, oder auch völlige Neugründungen von Gemeinden in bislang unerreichten Regionen. Denkbar sind auch Gemeinden, die sich als vollständige und dauerhafte Gemeinden an Schulen bilden, für

28 Gerhard Schulze: *Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt und New York 1995.

29 *Mission shaped church*. Church House Publishing. London 2004. Die Studie erscheint Ende 2006 auf Deutsch in unserer Reihe „Beiträge zu Evangelisation und Gemeindeentwicklung – Praxis“, Neukirchen-Vluyn 2006.

Schüler, Lehrer und Eltern. Es gibt in England auch Gemeinden in Cafés und ebenso auch Gemeinden, die als soziales Projekt in Brennpunkten beginnen, aber auch Gottesdienste und Glaubenskurse anbieten. Gemeinden entstehen, die sich aus einem spezifischen Gottesdienst für Suchende heraus entwickeln. Kurzum: Ein Leib – viele Missionen. Das heißt hier auch: viele Gemeindetypen.

Ich lerne daraus etwas Schlichtes, rate Ihnen aber, nicht zu schnell zu nicken. Was ich sagen werde, hat einen doppelten Haken. Aber zuerst sage ich: Wir brauchen für die Mission im Plural alle erdenkliche Fantasie. Es gibt in der Postmoderne keinen missionarischen Zauberschlüssel, der die Türen zu allen Menschen öffnet. Wir brauchen nicht den einen Schlüssel, sondern einen ganzen Schlüsselbund. Einverstanden? Das ist gefährlich! Warum?

Erstens: Wir Deutschen und die Planwirtschaft

Wir neigen nämlich dazu, es mit dem Singular des Evangeliums nicht immer ganz ernst zu nehmen, dafür aber an unseren Strukturen mit einer gewissen Verbissenheit festzuhalten. Wir sind bessere Verwalter des Vorhandenen als mutige Unternehmer einer zukünftigen Kirchengestalt. So werden manche Kirchenleute immer noch sehr nervös, wenn man ihnen sagt: Die Parochie wird bleiben, sie ist und bleibt eine wesentliche Variante gemeindlichen Lebens. Aber daneben brauchen wir dringend weitere Gemeindetypen: etwa Profilage- meinden in den Citykirchen, „zweite Programme“ in der Innenstadt, Neugründungen in den entkirchlichten Siedlungen und auch geistliche Leuchttürme im ländlichen Raum. Da kommt Nervosität auf. Wir brauchen mehr Zusammenarbeit und Abstimmung von Gemeinden in der Region und in Freien Werken – die kommen notorisch in der Gemeindeaufbaudebatte zu kurz! Wir werden an manchen Stellen auch den Betrieb einstellen müssen! Bei alledem lebt das parochiale System von der Vorstellung einer flächendeckenden Versorgungskirche, in der alle im Prinzip dazu gehören, und in der das territoriale Prinzip das Leben ordnet. Das aber ist in weiten Teilen des Landes (nicht überall) Vergangenheit.

Nun wäre es aber leicht, auf die landeskirchlichen Gemeinden zu schimpfen. Was haben denn die missionarischen Bewegungen an dieser Stelle zu lernen? Auch hier wünsche ich mir mehr Mut zur Vielfalt. Zwei Beispiele:

Zum einen: Es irritiert mich schon heftig, wenn Landeskirchliche Gemeinschaften oder CVJM sich nun als Gemeinden verstehen (bis dahin habe ich kein Problem!), die nichts sehnlicher wollen als endlich so zu werden wie die Ortskirchengemeinden, mit einem Gottesdienst am Sonntagmorgen, mit Pastoren, die sich dann Gemeinschaftspastoren nennen, und mit dem gesamten Ballast, den eine Ortskirchengemeinde mit sich herumschleppen muss. Die Sehnsucht nach Augenhöhe mit der Kirche verstehe ich, nicht aber das Begehren, so zu werden wie das jahrhundertealte Modell der Ortskirche. Man möchte rufen: „Ihr Freien Werke habt Eure Chancen, weil Ihr anders seid und anders dienen könnt als die Ortskirchengemeinden.“ Mehr Diversifizierung gemeindlichen Lebens tut not, nicht mehr Uniformität.

Zum anderen: Ebenso bringt es mich zum Schmunzeln, wie begierig wir Erfolgsmodelle kopieren. Bill Hybels könnte es einmal alle 5 Minuten wiederho-

len, dass Willow Creek keine Blaupause für deutsche Gemeinden ist, wir wären nicht davon abzubringen, das Heil in kleinen Willow Creek-Kopien zu suchen anstatt uns von den Geschwistern aus Amerika inspirieren zu lassen, sodass wir unsere kulturellen Schranken niederreißen, die es bei uns Menschen schwer machen, in Kontakt mit dem Evangelium zu kommen. Nun doch einmal kurz zur Segmentierung der Milieus bei Gerhard Schulze: Wir schaffen es auch mit unseren missionarischen Bemühungen kaum, das ältere Harmoniemilieu mit der deutschen Volksmusik zu erreichen oder das jüngere Unterhaltungsmilieu mit seiner Liebe zu Big Brother. Oder: Wenn es stimmt, dass die Entwicklung der Schulen in Richtung Ganztagschulen geht, und dass die verpflichtende Ganztagschule der Jugendarbeit das Wasser abgräbt, während andererseits die Schulen völlig überfordert sind, ein qualifiziertes pädagogisches Programm aufzulegen, dann müssten doch eigentlich an allen Ecken und Enden CVJMs in Gesamtschulen, Regionalschulen und Gymnasien aus dem Boden sprießen. Ein Greifswalder Doktorand³⁰ arbeitet über dieses Thema und sagt: „Kirche in der Schule“ wird in seiner Bedeutung bisher in den missionarischen Jugendwerken klar unterschätzt.³¹

Zweitens: Der Plural darf nicht das Ende der Wege sein.

Der Plural der missionarischen Wege, die Gottesdienste für Suchende, die Gemeindepflanzungen und was uns noch alles einfallen könnte, all das darf nicht dazu führen, hinter einer Einsicht zurückzubleiben: Letztlich ist der Leib Christi nicht postmodern. Hier werden die Verinselungen der postmodernen Gesellschaft nicht dauerhaft kopiert. Es entstehen nicht geistliche Parallelgesellschaften, die nichts voneinander wissen wollen. Hier gilt: Im Vorgriff auf das himmlische Jerusalem gibt es Gemeinschaft über die Grenzen von Gender und Generation, von Alter und Milieu, von kulturellen Vorlieben und sozialen Clustern hinweg. Und jeder, der mit gutem Recht an milieu- und zielgruppenspezifischen Programmen arbeitet, muss von Anfang an auch Brücken bauen, die die Verschiedenheit auch zueinander führen. Das muss nicht in einem Gottesdiensttyp sein, nicht einmal in einer Gemeindeform, aber in regelmäßigen Festen zur Ehre Gottes, in gemeinsamem Lernen, Feiern und Dienen über die Grenzen hinweg. Das, was sich da als Plural neu bildet, muss in seinen Grenzen erheblich durchlässiger sein als die alten lokalen Muster. Am Ende muss es auch heißen: Viele Missionen – aber ein Leib.

So habe ich mit dem Singular begonnen, um zum Plural zu führen. Am Ende bin ich vom Plural wieder beim Singular gelandet: das eine Evangelium, auf möglichst viele Weisen für möglichst viele Menschen in der Postmoderne, damit der eine Leib Christi wachsen kann! Ich glaube, dass ich damit das Lebensthema von Ulrich Parzany ganz gut getroffen habe.

30 Diese Hinweise verdanke ich Markus Ocker.

31 Vgl. Markus Ocker: Vergesst die Schulen nicht! Zur Diskussion gestellt: Gegen eine verengte Sicht von Jugendarbeit. In: Willownetz Nr. 02/2006, 24f.